Neue Mundartdichtung

Autor(en): **Hägni, Rudolf**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **41 (1946)**

Heft 1: **Heimatschutz und Muttersprache = Comment sauvegarder nos vieux langages**

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-173278

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

die uns in der hochdeutschen Erfassung wohlvertraut sind, auch schweizerdeutsch zu veröffentlichen. Schließlich empfehlen wir eine Kunstform, welche keiner unerprobt lassen sollte. Es ist der mundartliche Brief an Eltern, Geschwister, Kinder und Freunde; besonders in die Fremde, wo das Vorlesen einer solchen Urkunde aus der Heimat oft zum stillen Feste wird. Erst wer so ein paar Schritte in der Richtung der Dichter zu gehen versucht, wird ihre Meisterschaft erkennen und die Werke gründlich genießen. *Georg Thürer.*

Neue Mundartdichtung

Wenn alle diejenigen, die unsere Mundartdichtung als eine Literatur mindern Grades betrachten, sich die Mühe nehmen würden, die Mundartbücher auch wirklich zu lesen, wäre das törichte Gerede von der bloßen Heimattümelei, satter Selbstzufriedenheit, Selbstbespiegelung und Selbstvergötterung längst verstummt, denn dann müßten diese Kritiker billigerweise gestehen, daß ihr Urteil, wenn es überhaupt einmal zu Recht bestand, zum mindesten heute den Tatsachen nicht mehr gerecht wird. Wenn auch der Stoffkreis der Mundartdichtung im ganzen ein beschränkterer ist als derjenige der hochdeutschen Dichtung, und in dieser Welt — der Welt der Bauern, Handwerker und Kleingewerbetreibenden vornehmlich — subtile philosophische Fragen und Haarspaltereien keinen Platz finden, wird doch auch hier ernsthaft am Leben herumgerätselt, nach dem höhern Sinn des Daseins gefragt, aufrichtig und inbrünstig um Erkenntnis und Klarheit gerungen — meistens an entscheidenden Wendepunkten, nach herben Schicksalsschlägen oder im Angesicht des Todes. Der Unterschied gegenüber dem sogenannten Gebildeten besteht vielleicht nur darin: diese Menschen entfernen sich nie so weit von der «Wirklichkeit», dem tätigen Leben, daß dieses «Philosophieren» zum bloßen Spiel mit Worten, mit dem Geiste würde. Es handelt sich dabei also weniger um philosophische Dichtung als um dichterische Pädagogik. Der Mundartdichter setzt sich mit voller Absicht die Erziehung des Menschen zum brauchbaren Gliede der Gesellschaft zum Ziel.

Gewiß, die Fragen nach den Vieh-, Heu- und Obstpreisen, der rationellsten Art zu wirtschaften und das Land zu bebauen, spielen in diesen Büchern auch eine Rolle. Der Mundartdichter würde ja die Wirklichkeit verfälschen, wollte er diese Dinge übergehen oder in Abrede stellen; aber es ist nicht so, daß diese Menschen nur Sinn hätten für das, was einen «greifbaren Nutzen» abwirft. Übrigens hat auch rein stofflich die neuere Mundartdichtung diesen engen «kleinbürgerlichen» Rahmen zum Teil längst gesprengt und Probleme und geistig seelische Bezirke in den Kreis der Darstellung einbezogen, die ebensosehr der Gefühls- und Gedankenwelt des Intellektuellen wie «des Mannes aus dem Volke» zugehören. Vorab in der Lyrik und der Versdichtung überhaupt. Der Glarner *Georg Thürer* hat sogar mit einem *Legendenspiel* «Ursus, stand uf!», aus der Zeit, da der heilige Fridolin an der obern Linth das Christentum verkündete, in die tiefsten Gründe der Seele hineingeleuchtet.

Aber auch Erzähler, vor allem der Schaffhauser *Albert Bächtold,* stellen schlechthin alle Probleme zur Diskussion, die den lebendigen, seiner Verantwortung bewußten Menschen von heute bewegen, ethische, soziale, staatsbürgerliche, volkswirtschaftliche, künstlerische Fragen. Auch die Berner *Hermann Rot* und *Werner Bula* — um nur diese zu nennen — rollen Schicksale auf, welche nicht nur die dörfliche Welt, sondern auch die vielgestaltigere Stadt zum Schauplatz haben, wie das schon Rudolf v. Tavel getan hat.

Bleiben wir zunächst einen Augenblick bei der Lyrik stehen! Nehmen wir das schmale, aber dem Gehalt nach um so gewichtigere Bändchen *«Stygüferli»* (berndeutscher Name für Kapuzinerkresse) von *Gertrud Burkhalter* zur Hand, sind wir baß erstaunt, welche Tiefen diese schlichten, aber rhythmisch und klanglich so reich gestuften Gedichte ausloten — wieviel vom allgemeinen Menschenlos diese Dichterin in ihre so persönlich geprägten und so bildhaften berndeutschen Verse einfängt: Unser tiefstes Sehnen und Hoffen, Wünschen und Wähnen, Freude und Schmerz bis nahe an den Rand der Verzweiflung hat hier seinen adäquaten Ausdruck gefunden — Geburt, Liebe und Tod, Alltag und Festtag, Natur und Landschaft. Manches ist aus der Perspektive des Jungmädchens von ländlicher, bäuerlicher Herkunft gesehen und von bestrickendem Liebreiz und erquickendem Frohsinn erfüllt, den Segen der Erde preisend und das naturverbundene bäuerliche Dasein und Werk. Der Ruch der Scholle steigt aus diesen Blättern auf und der Duft frisch gemähten Grases, es leuchtet und flimmert wie auf einer tauigen Wiese an einem schönen Sommermorgen.

I drääje mi gäg d Sunne zue,
u wett mi dra vergüde;
u chunnt sie nume schüüch dür ds Gwülch,
es ma sech gäng verlyde.

Häb gäng u gäng der Hälli noo,
s cha glych jo nie gnue batte —
E Wulche cha eim d Sunne scho,
ds chlynscht Wort eim ds Gsicht zueschatte.

Auch das Bändchen *«Underwägs»* des Brienzers *Albert Streich* dürfen wir nicht übergehen, Verse in der altertümlichen Berner-Oberländer-Mundart, kantig und steinig wie der harte Fels und dabei im Seelischen doch von großer Zartheit, verhalten und herb, allen lauten Gefühlsausbrüchen abhold: Ausdruck der scheuen, keuschen Seele des Berglers: Natur- und Landschaftsbilder, das Leben und Treiben im Dorfe, der bürgerliche Alltag, kleine Genrebilder, manchmal ins Symbolische gesteigert.

Es gid der Ziiti,
die siin e-so täära,
ganz ooni Wiiti
und siin e-so schwärra;
gseescht niena, daß epumha Heitri macht,
ghei Schtärnen ir chiidigen, fiischterren Nacht!

In seiner Art ebenbürtig reiht sich den Vorgenannten ein dritter Berner an: *Hans Zulliger* von Ittingen mit seinem gehaltvollen Bande *«Aern»*, Gedichten gleichfalls von tiefem Stimmungs- und Symbolgehalt. Einen nicht minder überzeugenden Beweis seiner starken Begabung hat er mit seinem Zyklus *«Buebebärg»* abgelegt, der dem todesmutigen, opferfreudigen Verteidiger des Städtchens Murten zur Zeit der Burgunderkriege gewidmet ist.

Mit Trummen u mit Pfyffe
Ga Murte ziet der Mutz.
Burgund i hääle Hüüffe
Wett dört i ds Uechtland schlüüffe —
Hie Bärn! Hie Schwyzertrutz!

Wir führen diese Gedichte vor allem als Zeugnis an, daß auch die Mundart*ballade* und *-romanze* an Wirkung keineswegs hinter ihren schriftsprachlichen Geschwistern zurückbleibt, wenn ein Meister des Wortes und geborener Dichter sich ihrer annimmt. Alle Töne vom volksliedhaft Zarten und Schlichten bis zum gewaltigen, erschütternden Heldensang und dröhnenden Schlachtruf klingen da an.

Nur schnell im Vorbeigehen sei auch noch die Aargauerin *Ruth Staub* genannt, die in ihrem Erstling *«S Härzgygeli»* weiche, innige und auch wieder leicht beschwingte, freudig-humorvolle und schmerzliche Weisen anstimmt, die zu Herzen gehen.

Nicht geringer, weder an äußerm noch an innerm Gewicht, ist die Ausbeute auf dem Gebiete der mundartlichen *Erzählung*. Der bereits erwähnte Klettgauer *Albert Bächtold*, der sich schon in seinen drei früheren Werken als ein Erzähler von ungewöhnlichem Format bewährt hat, gibt in seinem Roman *«Wält uuni Liecht»* der Geschichte seiner Augenerkrankung mit drohender Erblindung, ein Abbild des Lebens, dem Allgemeingültigkeit zukommt, und das ergreift und erschüttert. Nicht nur das Geschehen in der Klinik wird da mit nicht mehr zu überbietender Exaktheit und Treffsicherheit geschildert; es gelingt ihm, an Hand der Erzählungen Gespräche und Eigenarten seiner Leidensgenossen auch das Leben außerhalb der Spitalmauern in seine Darstellung einzubeziehen.

Von eindrücklicher Wirkung und nicht geringem ethischem Gehalt ist auch des Berners *Hermann Hutmacher* Erzählung: *«Dür ds Hagelwätter»*. Der junge Bärenwirt hat seine Frau früh verloren und sollte nun für seinen ausgedehnten Betrieb wieder eine Wirtschafterin und getreue Sachwalterin und für seine Kinder eine zweite Mutter finden, damit nicht alles drüber und drunter geht. Weil er aber inzwischen reifer und anspruchsvoller geworden ist als in jungen Jahren, da er das erstemal auf die Freite ging, fällt ihm die Wahl schwer. Er bekommt es dabei mit den Listen und Tücken des andern Geschlechts zu tun und würde wohl zuletzt entweder an seiner Aufgabe verzweifeln oder doch noch in eine Falle gehen, wenn nicht seine kluge Mutter und der gütige, weitblickende Pfarrer, der offenbar die kernige, helläugige Weltanschauung des Dichters vertritt, ihm die Augen öffnen und die richtige Fährte weisen würden. An das Gute glauben im Menschen und Vertrauen haben in die göttliche Führung, aber trotzdem die Augen offen behalten

und die Hände rühren, so ungefähr lautet dieses mannhafte, am Diesseits und Jenseits orientierte Glaubensbekenntnis des geistlichen Beraters.

Nicht wesentlich anders verhält es sich mit der Lehre, die uns *Werner Bula* in seiner Erzählung *«Die neu Chrankheit»* erteilt. Der Familie des fleißigen, rechtschaffenen Murer-Kobi, eines einfachen Handwerkers von altem Schrot und Korn, der es zu bescheidenem Wohlstand gebracht hat, droht Verarmung und Unfriede, weil die Putz-, Vergnügungs- und Verschwendungssucht und der Hochmutsteufel — das ist «die neue Krankheit» — von seinen Kindern Besitz ergriffen hat, unterstützt und begünstigt durch die verblendete Mutter. Im letzten Augenblick aber besinnt sich der Vater wieder auf seine erzieherische Pflicht, entlarvt das hohle und verlogene Scheinwesen, nimmt die Zügel wieder in die Hand und erzwingt von den Entgleisten in einer robusten Kur die Umkehr. «E braave Handwärker gilt hütt bi rächte Lüt gäng no mee weder e schlächte Gleerte, un es isch gäng no besser, i men eifache Bruef e Meischter z sy, weder i mene höchere numen e Handlanger!» Also ein Loblied auf den altehrenfesten, seines Wertes und seiner Würde bewußten Handwerkerstand, treue Pflichterfüllung und Liebe zur Arbeit überhaupt! Aber das ist noch lange nicht alles. Daneben wird ein ungewöhnlich reiches Netz von allgemeinmenschlichen Fäden geknüpft, Stadt und Land reichen sich die Hand, auch andere Stände und Berufe leihen ihre Farben zu dem bunten Gewebe.

Allen diesen Büchern eignet ein Gemeinsames, und das ist das eigentlich Tröstliche und Verheißungsvolle: Die Handlung ist stets getragen von einem starken Glauben an die Kraft des Guten ... trotz allem! ... und eine höhere Gerechtigkeit. Mut und Zuversicht strömt davon aus, Freude am Leben, Lust und Wille zu verantwortungsbewußtem Wirken. *Rudolf Hägni.*